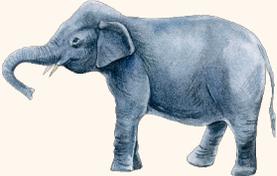


 DAS 
SCHWEIGEN
 DER 
SCHIMPANSEN

Wie Tiere
den Tod
verstehen

Susana Monsó

INSEL



Susana Monsó

DAS SCHWEIGEN
DER SCHIMPANSEN

Wie Tiere den Tod verstehen

Aus dem Spanischen
von Thomas Brovot

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *La zarigüeya de Schrödinger* bei Plaza y Valdés Editores, Madrid.

Erste Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag Anton
Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2025

© 2021, 2022 Plaza y Valdés Editores.

This edition is published by arrangement with Plaza y Valdés
Editores through A. C. E. R. Agencia Literaria

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Bridgeman Images, Berlin:

Opossum (Karl Joseph Brodtmann/Purix Verlag Volker Christen);

mauritus images, Mittenwald: Orca (Varvara Larionova/Alamy);

Shutterstock, Berlin: Elefant (Gringoann.art), Delfin (Mai Chiem Thang)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64553-5

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Tote, dem ich so viel
von dem verdanke, was ich heute bin

Der Tod ist banal,
und verspüren wir das Bedürfnis,
über ihn zu theoretisieren,
sollten wir uns im Banalen üben.

Bob Plant

INHALT

<i>Vorwort von Mark Rowlands</i>	9
1 Einführung. Das Schweigen der Schimpansen	11
2 Die Ameise, die ihrer eigenen Beerdigung beiwohnte ...	18
3 Die Walmutter, die ihr Baby um die halbe Welt trug	42
4 Die Schimpansin, die mit toten Äffchen Mama-Papa-Kind spielte	65
5 Der Hund, der seinen Menschen für einen Leckerbissen hielt	90
6 Der Elefant, der Elfenbein sammelte	119
7 Schrödingers Opossum	167
Schluss. Das Tier, das den Toten Blumen brachte	225
<i>Dank</i>	230
<i>Bildnachweis</i>	231
<i>Anmerkungen</i>	234

»Nimmermehr« – sprach der titelgebende Rabe in Edgar Allan Poes Gedicht. Um zu verstehen, dass jemand gestorben ist, muss man, könnte man meinen, verstehen, dass die Person *nimmermehr* zurückkommt. *Nimmermehr* wird man ihr Gesicht sehen. *Nimmermehr* ihre Stimme hören. *Nimmermehr* mit ihr zusammen sein. Zumindest nicht auf dieser Daseinsebene.

Aber *nimmermehr* ist ein komplexer Begriff. Nimmermehr läuft auf die Ewigkeit hinaus. Niemals, bis ans Ende aller Zeiten, wird dieser tote Mensch noch einmal bei uns sein. Nimmermehr bedeutet für immer, und für immer ist nur eine andere Bezeichnung für die Ewigkeit. Aber müssen wir, um den Tod zu verstehen, wirklich die Ewigkeit verstehen? Wer von uns versteht die Ewigkeit schon wirklich? Ewigkeit ist ein unendlicher Zeitraum – eine unendliche Spanne Zeit, in der die Verstorbenen von ihren Angehörigen und ihren Liebsten getrennt sind. Und versteht irgendwer von uns das Unendliche? Vielleicht niemand. Nicht einmal in der Mathematik ist man sich einig, ob es so etwas gibt.

Soll das nun heißen, dass niemand von uns – abgesehen vielleicht von einigen der hellsten Köpfe, die es je gegeben hat – den Tod versteht? Das wäre eine seltsame Schlussfolgerung. Wir alle wissen, was der Tod ist. Wir mögen nicht gern an ihn denken. Und tatsächlich sagen uns manche Philosophinnen und Philosophen, dass wir, existenziell betrachtet, vor ihm fliehen. Wir weigern uns, ihn zu akzeptieren. Versuchen, nicht an ihn zu denken. Sehen unseren eigenen Tod als bloßes entferntes Ereignis in einer noch unbestimmten Zukunft. Aber wenn wir vor unserem eigenen Tod fliehen, sagen ebendiese Philosophen, dann nur, weil wir den Tod in unserem tiefsten Inneren sehr wohl verstehen.

Wir Menschen sind vielschichtige Lebewesen. Viel zu kompliziert, könnte man sagen. Zweifellos neigen wir dazu, Dinge über-

mäßig zu verkomplizieren. In dieser Hinsicht treiben es die Philosophen am ärgsten. Bei manchen von ihnen wird die Philosophie zur Kunst des Verkomplizierens. Nichts ist so einfach, dass Philosophen es nicht so lange kneten könnten, bis es in die Form einer unglaublichen, unnötigen und letztlich unplausiblen Komplexität gebracht ist. In dem Punkt täten sie gut daran, ein wenig intellektuelle Zurückhaltung zu üben. Eine Möglichkeit, sich eine solche Zurückhaltung anzugewöhnen, besteht darin, etwas von Individuen zu lernen, die nicht unseren Hang zum Verkomplizieren haben. Solche Individuen kennen wir als Tiere.

Susana Monsó bietet mit ihrem Buch ein passendes Gegenmittel gegen die unselige Neigung der Philosophie zur Verkomplizierung. Können Tiere den Tod verstehen? Schwer vorstellbar, dass sie es nicht könnten. Jedes Tier, das den Tod nicht versteht, hätte im darwinschen Überlebenskampf einen schweren Nachteil. Aber vermutlich verstehen Tiere die Ewigkeit, das Unendliche, kaum besser als wir. Was also verstehen Tiere, wenn sie den Tod verstehen? Und kann es uns etwas darüber sagen, was wir – menschliche Tiere – vom Tod verstehen?

Das vorliegende Buch ist eine überzeugende Darstellung dessen, was wir – und andere Tiere – verstehen, wenn wir den Tod verstehen. Und wollen wir uns selbst verstehen, halten wir uns dann an die Philosophie oder an die Tierwelt? Susana Monsó – eine Philosophin, und eine überaus begabte, keine Frage – liefert uns triftige Argumente, dass wir uns am besten an beide halten.

Mark Rowlands

DAS SCHWEIGEN DER SCHIMPANSEN

Im November 2009 veröffentlichte die Zeitschrift *National Geographic* ein Foto, das Laien wie Fachleute gleichermaßen in seinen Bann schlug. Es zeigt Dorothy, eine etwas über vierzigjährige Schimpansin, die in einer Schubkarre liegt, befördert von zwei Menschen. Im Hintergrund drängt sich eine Gruppe von sechzehn Schimpansen hinter einem Zaun, sie alle starren, ein jeder von ihnen, auf ihre Gefährtin. Der Grund, warum das Foto so viele faszinierte, war die Tatsache, dass Dorothy gestorben war und ihre Artgenossen, mit denen sie die letzten acht Jahre in der Schimpansen-Rettungsstation Sanaga-Yong in Kamerun zusammengelebt hatte, sich offenbar versammelten, um von ihr Abschied zu nehmen.

Monica Szczupider, die Fotografin, die den Moment festhielt, beschrieb ihn so: »Schimpansen sind nicht still. Sie leben in Gruppen, sind gesellig, laut, echte Schreihälse, ihre Aufmerksamkeitsspanne ist normalerweise relativ kurz. Aber sie konnten den Blick nicht von Dorothy wenden, und ihr Schweigen sprach Bände, mehr als alles andere.«¹ Aber was genau besagte es? Kann es sein, dass die Schimpansen etwas Ähnliches empfanden wie wir, wenn wir den Tod eines geliebten Menschen betrauern? Konnten sie verstehen, was mit Dorothy geschehen war? Wussten sie vielleicht, dass es früher oder später auch ihnen selbst passiert?

Das Foto fand ein so breites Echo, dass nicht wenige Wissenschaftler beschlossen, ähnliche Fälle, die sie im Laufe der Jahre beobachtet und in ihren Schubladen hatten, zu veröffentlichen; andere schenkten nun dem Verhalten der von ihnen untersuchten



Abbildung 1: »Die trauernden Schimpansen« (The grieving chimps),
Foto von Monica Szczupider.

Tiere, sobald der Tod ins Spiel kam, eine sehr viel größere Aufmerksamkeit. Es war die Geburtsstunde einer neuen Disziplin, der *vergleichenden Thanatologie*, die sich vornimmt zu erforschen, wie Tiere auf verstorbene oder dem Tod nahe Individuen reagieren, welche physiologischen Prozesse ihren Reaktionen zugrunde liegen und was ihr Verhalten uns über die geistigen Zustände der Tiere sagt. Zwar lag der Fokus ursprünglich auf den Primaten, aber in den letzten Jahren ist die Zahl der Publikationen explosionsartig gestiegen, und es erscheinen immer mehr Artikel, in denen es um Spezies geht, die weit entfernt sind von Affen und Menschenaffen, um Elefanten etwa, Wale, Pferde, Krähen und sogar Insekten.

Das Interesse an der Frage, wie Tiere mit dem Tod umgehen, ist Teil eines wachsenden wissenschaftlichen Trends, um herauszufinden, inwieweit andere Tiere über Fähigkeiten verfügen, die man traditionell einzig und allein dem Menschen zuschreibt. Im-

mer zahlreichere Studien lassen den Schluss zu, dass viele Tierarten zumindest in rudimentärer Form aufweisen, was bisher als Garant galt für die menschliche Einzigartigkeit, eine Fähigkeit zur Unterscheidung von Mengen ebenso wie Rationalität, Moral, Sprache oder Kultur.² Der Gedanke, der Mensch sei eine gesonderte, weit über das Tier hinausreichende Spezies, wird von Tag zu Tag weniger plausibel. Und so wird auch die Frage, ob Tiere eine Vorstellung von der Sterblichkeit haben, immer bedeutsamer, denn über Jahrhunderte hat sich der Mensch als die einzige Spezies begriffen, die – Segen oder Fluch – mit einem Verständnis vom Tod aufwarten kann.

Die vergleichende Thanatologie – die Untersuchung der Beziehung der Tiere zum Tod – ist eine Fachrichtung an der Schnittstelle zwischen *Ethologie* und *vergleichender Psychologie*. Die Ethologie ist der Zweig der Biologie, der sich der Erforschung des Verhaltens von Tieren widmet, und mit der vergleichenden Thanatologie teilt er eine Vorliebe für Feldstudien in mehr oder weniger natürlicher Umgebung. Die vergleichende Psychologie wiederum versucht, in Experimenten den geistigen Fähigkeiten von Tieren auf den Grund zu kommen, und vergleicht hierzu, wie verschiedene Spezies mit ähnlichen Problemen umgehen und welche kognitiven Mechanismen sie zu deren Lösung einsetzen. Die vergleichende Thanatologie teilt mit diesem Fach das Interesse an der Psychologie der Tiere, auch schöpft sie aus vielen ihrer Studien, um die Diskussion darüber zu bereichern, wie Tiere Sterblichkeit erleben und verstehen.

Allerdings hat das vorliegende Buch keine Ethologin geschrieben und auch keine Psychologin, sondern eine Philosophin. Das mag meine Leser und Leserinnen überraschen, wenn ihr Bild vom Philosophen dem eines älteren, bärtigen und pfeiferauchenden Mannes entspricht, der in seinem Sessel sitzt und über den Sinn des Lebens nachdenkt. Ich will nicht leugnen, dass eine solche

Beschreibung auf einige von uns zutrifft, in Wahrheit aber ist die Philosophie eine sehr heterogene Disziplin, und Philosophen unterscheiden sich nicht nur erheblich in Alter, Geschlecht und Herkunft, viele von uns verwenden ihre Zeit auch auf Themen – ob Klimawandel, Terrorismus, Videospiele, Medizin oder Pornos –, die nicht zu dem gängigen Bild dessen passen, worüber ein Philosoph so grübelt.

In der Vielfalt der Themen, mit denen die Philosophie sich befasst, spiegeln sich einige Besonderheiten, die dieses Fach von anderen unterscheiden. Im Gegensatz zu anderen Zweigen der Natur- und der Geisteswissenschaften gibt es hier keinen festgelegten Untersuchungsgegenstand. Philosophieren lässt sich über alles Mögliche, denn die Philosophie ist eine Methode, eine Art, die Welt zu betrachten und über sie nachzudenken, nicht das Studium dieses oder jenes konkreten Phänomens. Was es Philosophen erlaubt, in einen ständigen Dialog mit anderen Wissensgebieten zu treten, sich locker von einer Disziplin in eine andere zu bewegen, nichts als gegeben anzusehen, jede Annahme infrage zu stellen und innovative und belebende Sichtweisen zu eröffnen, die als Katalysator dienen können für jegliche Debatte.

Mein Buch fügt sich ein in einen relativ jungen Zweig der Philosophie, die *Tierphilosophie* mit ihren Fragen nach den geistigen Fähigkeiten von Tieren. Zwar reicht die Philosophie des Geistes bis ins antike Griechenland zurück, wenn nicht noch weiter, doch im Laufe der Geschichte hat sie sich fast ausschließlich auf den menschlichen Geist bezogen. Die Tierphilosophie nimmt für sich in Anspruch, den Geist der Tiere nicht nur zu studieren, um uns selbst besser zu verstehen, sondern auch als ein Ziel an sich, da sie davon ausgeht, dass die Psychologie anderer Spezies auch unabhängig von dem, was sie uns über unsere eigene lehren kann, von Interesse ist. Zugleich steht diese Disziplin im Dialog mit den Naturwissenschaften, reflektiert die Methoden, mit denen wir das

Verhalten und die Kognition anderer Spezies untersuchen, zeigt mögliche Voreingenommenheiten auf, die unsere Sicht verzerren, und nimmt sich vor, größere begriffliche Klarheit zu schaffen.

Die vergleichende Thanatologie, als eigenes Fachgebiet kaum zehn Jahre alt, bedarf dringend eines philosophischen Blicks, um verborgene Annahmen, die sich nachteilig auf die Forschung auswirken, zu identifizieren und die Bedeutung von Schlüsselkonzepten zu klären. Konkret soll es in diesem Buch darum gehen, jene anthropozentrischen Vorurteile zu erkennen und auszuräumen, die der Erforschung des Verhältnisses von Tieren zur Sterblichkeit im Weg stehen. Das Schlüsselkonzept, auf das ich mich dabei konzentriere, gleichsam das Rückgrat meiner Argumentation, ist das Konzept vom Tod. Was genau bedeutet es, den Tod zu verstehen, ihn zu begreifen? Ist die Vorstellung, der Begriff, das Konzept vom Tod etwas Binäres, ein Alles-oder-nichts, oder können wir es als ein Spektrum auffassen, als etwas, was einen höheren oder geringeren Grad an Komplexität zulässt? Wäre es sinnvoll, von verschiedenen Konzepten vom Tod zu sprechen, in denen die Perspektiven verschiedener Spezies ihren Platz haben?

Zu einem nicht unwesentlichen Teil geht es mir in diesem Buch daher um eine begriffliche Analyse. Was nicht heißen soll, dass eine bloß sprachliche Klärung das Ziel wäre, denn durch eine solche Analyse lassen sich Schlussfolgerungen über die Welt ziehen. Wollen wir zum Beispiel herausfinden, ob Experimente, die ein altruistisches Verhalten bei Tieren zeigen, ein Beleg dafür sind, dass Tiere eine Moral haben, müssen wir von einer klaren Definition dessen ausgehen, was es bedeutet, moralisch zu sein. Das Gleiche gilt auch hier. Durch eine Analyse dessen, was es bedeutet, ein Konzept vom Tod zu haben, können wir mit anderen Augen auf das uns vorliegende Material schauen. Mehr noch, die Analyse wird es uns ermöglichen, die *kognitiven Voraussetzungen* für ein Verständnis vom Tod klar zu umreißen, das heißt die psycholo-

gische Architektur, die ein Tier aufweisen muss, um ein Bewusstsein von der Sterblichkeit zu entwickeln. Wenn wir das wissen, können wir über die vergleichende Thanatologie hinausblicken und uns ansehen, was andere Bereiche wie etwa die Evolutionsbiologie uns sagen können zu der Frage, mit welcher Verbreitung dieser Fähigkeit in der Natur zu rechnen ist.

Verstehen Tiere den Tod? Im Buch verwende ich die konzeptionellen und argumentativen Instrumente der Philosophie, um die empirischen Daten, die sich auf dem Gebiet der vergleichenden Thanatologie im letzten Jahrzehnt haben sammeln lassen, zu analysieren und eine Antwort zu geben. Wie wir noch sehen werden, ist diese Disziplin seit ihren Anfängen gekennzeichnet von manch anthropozentrischer Verzerrung, die Thanatologen dazu verleitet hat, den Begriff vom Tod allzu intellektuell anzugehen und die Trauer als emotionale Reaktion auf das Ableben anderer in den Vordergrund zu rücken. Sind diese schiefen Wahrnehmungen erst aufgespürt und ausgeräumt, werden wir sehen, dass das Konzept vom Tod nur eine geringe kognitive Komplexität erfordert und dass es vielfältige Arten und Weisen gibt, wie Tiere emotional auf den Tod reagieren und etwas über ihn lernen können. Treffen meine Argumente zu, ist ein Konzept vom Tod sehr viel einfacher zu erlangen als bisher vermutet und im Tierreich weit verbreitet.

All das mag befremdlich klingen, wenn man es nicht gewohnt ist, bei Tieren von Vorstellungen, Begriffen, Konzepten zu hören oder von Emotionen. Sollte das der Fall sein, bitte ich um einen Vertrauensvorschuss, denn ich habe das Buch für interessierte Laien geschrieben, es setzt keine Kenntnisse in Tierpsychologie voraus. Aber vielleicht gehört der eine oder die andere ja auch zu der Gruppe von Personen, die bezweifeln, dass Tiere überhaupt Geist und Verstand haben. In dem Fall wartet eine Überraschung, denn ich werde hier nicht nur von der Beziehung der Tiere zum Tod sprechen, sondern ebenso auf die philosophischen Argu-

mente eingehen wie auch auf viele der empirischen Belege, die den Gedanken stützen, dass der Mensch bei weitem nicht das einzige Tier mit mentalen Eigenschaften ist. Skeptiker sollten in meinem Buch also zumindest einen Denkanstoß finden.

Auf den folgenden Seiten beginnen wir mit der Philosophie und dringen sodann weiter vor in die vergleichende Thanatologie und ihre anverwandten empirischen Wissenschaften. Ich habe versucht, fachliche Abgrenzungen auf ein Minimum zu beschränken, und wo es nicht anders ging, habe ich mich bemüht, sie mit viel Liebe und möglichst auch einer Prise Humor zu erklären – auch wenn ich Heiterkeit nicht garantieren kann. Ich bitte all jene, denen die Philosophie doch ein wenig schwerfällt, um Geduld. Und verspreche all denen, die sich auf Tiergeschichten freuen, dass es sie geben wird. Bleibt mir nur noch, Dank zu sagen, liebe Leserin, lieber Leser, für das Interesse an diesem Buch. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass alle es mit Vergnügen lesen und etwas darüber lernen, wie Tiere den Tod verstehen – und vielleicht auch ein wenig darüber, wie wir ihn verstehen.

DIE AMEISE, DIE IHRER EIGENEN BEERDIGUNG BEIWOHNTE

Als ich acht Jahre alt war, bekam ich vom Weihnachtsmann ein Mikroskop. Ich hatte mir eins gewünscht, nachdem ich es in der Fernsehwerbung gesehen hatte, da untersuchten Kinder mit großen Schutzbrillen und weißen Kitteln alle möglichen Alltagsgegenstände, die bei Vergrößerung unendlich spannend wurden. Ich versprach mir wer weiß was von dem Geschenk.

Als ich dann mit meiner neuen Errungenschaft spielte, merkte ich bald, dass es sehr viel langweiliger war, als die Werbung mir weisgemacht hatte. In dem Mikroskop-Set waren zwar ein paar Proben zum Untersuchen, aber viel zu wenige, und sie waren bei weitem nicht so faszinierend wie versprochen. Und die Sachen, die sich mir zu Hause anboten, waren zu groß, zu trübe oder zu öde, um sie unterm Mikroskop zu erforschen. Nein, ich brauchte etwas Reizvolleres.

Da kam mir die Idee, eine Ameise unter die Lupe zu nehmen – wer hat nicht schon mal gestaunt über das außerirdische Gesicht dieser Insekten, ihre riesigen Augen, die grimmigen Kiefer, die bedrohlichen Antennen? Das war genau die aufregende Erfahrung, nach der ich suchte.

Mein Plan hatte nur einen kleinen Haken: Die Ameise musste tot sein. Sie würde sonst die ganze Zeit herumwuseln, und es wäre unmöglich, sie gründlich zu untersuchen. Die einzige mir bekannte Methode zum Ameisentöten – das klassische Zertreten – hätte fabelhaft funktioniert, wenn ich mir Gliederfüßerbrei hätte anschauen wollen, aber ich war mehr an einem unversehrten Exemplar interessiert.

Also nahm ich eines Morgens eins der Röhrrchen, die dem Mikroskop beilagen, und fing eine Ameise darin ein, dort wollte ich sie so lange eingesperrt lassen, bis ihr der Sauerstoff ausging. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber ich habe das Röhrrchen den ganzen Tag in meiner Hosentasche behalten und es ab und zu herausgeholt, um zu sehen, ob die Ameise endlich zum Fortschritt der Wissenschaft beitragen wollte und die Liebenswürdigkeit besaß, den Löffel (die Antennen) abzugeben. Aber nein, sie krabbelte immer noch. War lebendig. Überaus lebendig. Weder sie noch ich wussten es damals, aber diese nervige Beharrlichkeit, nicht aufzugeben, rettete ihr schließlich das Leben.

Später am Nachmittag – mein Schnurrbart von den Resten des Kakaotrunks war längst eingetrocknet – wurde ich mir meines Tuns vollends bewusst. Aus irgendeinem Grund versetzte ich mich in die Lage der Ameise, und mich überkam eine unendliche Traurigkeit (Neugier war das eine, aber herzlos war ich nicht). Wie konnte ich zulassen, dass die Ameise starb? Wer war ich, einem unschuldigen Wesen das Leben zu nehmen? Auf einmal erschien mir das von einer nicht hinnehmbaren Grausamkeit.

Ich weiß noch, wie ich zu einem prachtvollen Rosenstrauch in unserer Wohnanlage ging, das Röhrrchen vorsichtig öffnete und die Ameise, endlich frei, auf ein Blatt hinauskrabbeln ließ. Gut möglich, dass die Ärmste, die dort verwirrt herausschlich, als fragte sie sich, warum man sie auf diese sonderbare Weise entführt hatte, kurz darauf gestorben ist, aber in dem Moment war mir, als hätte ich sie gerettet. Als hätte ich alles richtig gemacht. Na ja, als wäre ich so etwas wie eine eins zwanzig große Miss Captain Marvel.

Dieser Moment der Verbundenheit und der Empathie mit der Ameise ist mir so lebhaft in Erinnerung geblieben, dass er sicherlich dazu beigetragen hat, den Menschen zu formen, der ich heute bin. Schließlich habe ich mich, auch wenn ich damals eigentlich Malerin werden wollte, am Ende der Tierethik zugewandt.